

Zum Gedenktag der Toten

Autor(en): **Däster, Ad.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665224>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Bewußtsein dieser Eigenart wäre schwer festzustellen; von einer nationalen Eigenart oder Idee kann man noch nicht sprechen. Während in vielen Ländern eine nationale Idee schon früher einen mächtigen aktiven Faktor in der Entwicklung des Staates bildete, ist in der Eidgenossenschaft das Bewußtsein, eine Nation zu sein, erst das Endergebnis einer langen Entwicklung. Dies findet eine Erklärung in der Tatsache, daß die Gründer der Eidgenossenschaft gar keinen selbständigen Staat zu schaffen suchten. Die Eidgenossenschaft bedeutete ja anfänglich nicht mehr denn ein Mittel zum Schutze talschaftlicher und städtischer Freiheit. Erst die politische Entwicklung führte zur Herausbildung eines selbständigen Staatswesens. Das Denken vom Staat lag noch im Dunkeln, Begriff und Namen des Staates waren noch nicht fest umschrieben. Dies blieb indessen auch bei stärkster Wahrscheinlichkeit eine Vermutung; denn niemand berichtet uns über das Denken, die Vorstellungskraft der ersten Eidgenossen. Die Chronisten jener Tage sind Geistliche. Sie sind meist reichstreu, oft habsburgisch, das heißt eidgenossenfeindlich gesinnt und verurteilen den Freiheitskampf der Waldstätte. Für sie ist der Fürst gerecht, weil von Gott eingesetzt als Richter und Erhalter des Friedens, als Beschützer der Kirche und Wächter über das allgemeine Wohl. Noch weniger als den Begriff des Staates kennen sie denjenigen der Nationalität im Sinne einer politischen Volkseinheit. Die Ge-

burt eines lebendigen Patriotismus ist zu allen Zeiten von einem solch scharfen politischen Bewußtsein unabhängig gewesen. Er stützt sich auf die Grundlage viel instinktiverer und persönlicherer Vorstellungen, wie Liebe und Treue zur Heimat, den Willen, diese selbst zu regieren, den Haß gegen alle die, welche diesem Willen trozen. In der alten Eidgenossenschaft lebt ein talschaftliches und kommunales Zusammengehörigkeitsgefühl von hoher Kraft. Es war ein Heimatsinn vorhanden, wie wir ihn heute kaum mehr kennen. Man hat schon gesagt, den Alpenbewohnern sei ein besonders mächtiges Heimatgefühl eigen. In der Tat erzählen schon früheste Quellen von einer rätselhaften Liebe des Gebirgsbauern zu seinem kargen Boden, daß ihn keine menschliche Gewalt, keine Naturkatastrophe vertreiben könne, daß er es vielmehr verstanden habe, die schützenden Naturkräfte für sich auszunützen und sie gegen die menschliche Gewalt auszuspielen. Der Mönch Johannes von Winterthur, bekannt durch seinen Bericht über die Schlacht von Morgarten, sagt in seiner in den Jahren 1340—48 in lateinischer Sprache geschriebenen Chronik, die Eidgenossen hätten den Aufstand gegen die Herrschaft Oesterreich „im vollen Vertrauen auf den ganz sichern Schutz und Wehr ihrer himmelhohen Berge erhoben.“

Dr. Albert Hauser.

(Aus dem lesenswerten Buche „Werden und Wandel des eidgenössischen Nationalbewußtseins“, Verlag Leemann & Co., Zürich.)

Zum Gedenktag der Toten

Heute ist Allerseelen, der Gedenktag der Toten. Wir pilgern hinaus zum Gottesacker und stehen an den Gräbern unserer Lieben. Viele Berge hat die Erde, in deren Schoß reiche Schätze ruhen, von deren Gipfel man köstliche Rundblicke hat in die weite Gotteswelt. Doch was sind sie uns gegen den kleinen Hügel, darunter ein teures Leben schläft? Von da aus schauen wir zurück auf das Land der Erinnerung. Ich sehe die Segenswege, die Vatersorge und Muttertreue mit mir, ihrem Kinde, gegangen sind. Dort liegen die Freudenauen, auf denen du fröhlich wardest mit dem Weibe deiner Jugend und spieltest mit dem

Kindlein, das euch Gott geschenkt hatte. Da ist das Feld, auf dem wir an der Seite des Freundes rüstig arbeiteten. Wo sind sie hin, Vater und Mutter und Gattin und Kind und Freund? Auf den kleinen Totenhügel fallen unsere Tränen, Tränen des Schmerzes und der Wehmut, der Liebe und Dankbarkeit.

„Ruhet wohl, ihr Totenbeine,
In der stillen Einsamkeit!
Ruhet, bis das End' erscheine,
Da der Herr euch zu der Freud'
Rufen wird aus euren Grüften
Zu den freien Himmelslüften.“

Von diesem Hügel schaue ich vorwärts in das Land meiner Sehnsucht. Wie wird es sein, wenn ich in die Ewigkeit eingehe, in das Land der Verheißung? Da wird es Licht sein ohne Schatten, Reinheit ohne Flecken, Arbeit ohne Schweiß, Glück ohne Tränen! Und wie es die Schwalbe bei des Herbstwindes Wehen und dem Welken der Blätter nach Süden zieht in sonnigere Gefilde, so regt, umgeben von allen Zeichen menschlicher Hinfälligkeit, meine Seele die Schwingen aufwärts, heimwärts, und leise klingt in ihr, wie ein Wiegenlied meiner seligen Mutter, der Ton des alten Liedes:

„Nein, nein, das ist kein Sterben
Zu seinem Gott zu gehn,
Der dunklen Erd' entfliehen
Und zu der Heimat ziehen
In reine Sternenhöh'n!“

Kannst du das mitsingen, lieber Leser? Ich weiß, es gibt viele Leute, die vor dem Sterben und Heimgehen ein wahres Gruseln haben. Am liebsten denken sie nicht an das Sterben, den Tod; allein das hindert nicht, daß er einst doch kommt, unerbittlich, wie ein Dieb in der Nacht! Warum haben diese Leute eine solche Todesfurcht?

Als wir noch Kinder waren, schrieben wir unsere Namen gerne in den weißen Schnee und hatten unsere Freude daran, wenn sie recht groß und tief ausgeprägt dastanden. Dann aber kam der Tauwind; der Schnee zerrann, und ver-

schwunden war unsere Schrift. So schreiben viele Menschen ihren Namen in den Schnee der Vergänglichkeit, die Erdendinge. Das ist ihres Herzens ganze Lust, wenn er so recht pranget auf Äckern und Wiesen, Scheunen und Ställen, Risten und Kasten. Bald, ach nur zu bald aber kommt der Glutwind Tod und löscht ihren Namen für immer aus! Wehe, er stand nur im Schnee, nicht aber im Buch des Lebens, das unser Schöpfer schreibt! Nun ist ihre Uhr abgelaufen, und vor ihnen steht die lange, lange Ewigkeit. — Wohl erhält der müde Leib nach dem Tode seine Ruhkammer im Grabe; aber wo findet die Seele ihre Heimat, ihre Ruhe? Da gedenke ich an ein altes Wort des hl. Augustinus: „Du hast mich geschaffen, o Gott, zu dir; darum ist meine Seele unruhig in mir, bis sie ruhet in dir!“ Ja, Gott ist die wahre Heimat unserer Seele. Alles, alles, was die Erde uns gibt, ist nur ein Kleid, das wir während unserer kürzern oder längern Lebensreise tragen und dann wieder ablegen. Wenn wir uns in Gott versenken, so ist es uns, als grüßte uns auf der Erde schon die ewige Heimat. Ohne diese dereinstige himmlische Heimat wäre unsere Seele wie ein Vogel ohne Nest, wie ein Kind ohne Mutter, heimatlos! Möge uns der Allerseelentag leise daran erinnern, daß nach jedem Sterben und Vergehen ein neues Werden und Auferstehen folgen wird.

Ed. Däster, Harau.

November

Nun gießt das Jahr aus dem geneigten Krüge
die letzten Tropfen glänzend-bunten Scheins.
Gerötet sind die Ranken wilden Weins.
Wildgänse schreien im Vorüberfluge.

Geerntet ist, was Feld und Wiese boten,
geborgen alles ackerauf- und ab.
Dort drüben auf dem Erntefeld der Toten
entbrennen Kerzen über jedem Grab.

Auf jedem Hügel weiße Chrysanthemen.
Es ist, als wollte deren mildes Licht
wie Freundeshand dich bei den Händen nehmen,
dich trösten wie ein Freundesangesicht.

Es ist, als raunt' es in den Friedhofseschen:
„Bald kommt ihr nach, ihr Wanderer in der Zeit.
Laßt nur die Leuchte Liebe nicht erlöschen
und seid gesammelt, still und schnittbereit.“

Silba Bergmann